

Das Buch

An einem gewöhnlichen Samstagnachmittag erhält Tom Meron einen Anruf, der sein Leben für immer verändern wird. Sein alter Schulfreund Jack Calley, ein erfolgreicher Rechtsanwalt aus London, fleht panisch um Hilfe. Noch während des Telefonats wird Calley ermordet. Doch es sind vor allem die letzten Worte seines Freundes, die Meron selbst in Todesangst versetzen. Calley nennt seinem Mörder Merons Adresse. Dann ist die Leitung tot. Ohne lange zu überlegen, schnappt sich Meron seine zwei kleinen Kinder und verlässt fluchtartig das Haus. Kurz darauf sieht er noch, wie ein fremdes Auto in seiner Straße hält. Zwei Männer steigen aus. Meron ist sich sicher, dass sie hinter ihm her sind. Er wird gejagt, doch er hat keine Ahnung, warum. Und es kommt noch schlimmer: Seine Frau verschwindet spurlos, eine Leiche liegt in ihrem Büro, und die Polizei verdächtigt ihn als mutmaßlichen Mörder. Meron muss schnell handeln, sonst sind er und seine Familie für immer verloren.

»Ein packender Roman, der ganz oben auf jeder Liste stehen sollte.«
Peter Robinson

Der Autor

Simon Kernick wurde 1966 in der Gegend von London geboren. Nach der Schule versuchte er sich in verschiedenen Jobs, bevor er mehrere Jahre durch die Welt reiste. In den 90er-Jahren verdingte er sich als Barmann und später als Computersoftware-Verkäufer. Unzufrieden mit dieser Situation, machte er mit seinem alten Hobby, dem Geschichtschreiben, ernst und schrieb zwei Sachbücher. Doch erst mit seinem ersten Thriller gelang ihm 2002 in England der Durchbruch. Mittlerweile zählt er dort zu den erfolgreichsten Krimiautoren und wurde für mehrere Awards nominiert. Seine Bücher sind in dreizehn Sprachen erschienen. Simon Kernick lebt mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter in Oxfordshire in der Nähe von London. Im Heyne Verlag sind weitere Titel des Autors in Vorbereitung. Besuchen Sie ihn im Internet unter www.simonkernick.com

SIMON KERNICK

GNADENLOS

Thriller

Aus dem Englischen
von Gunter Blank

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe RELENTLESS erschien 2006
bei Bantam Press, London.

Redaktion: Tamara Rapp

Vollständige deutsche Erstausgabe 08/2008

Copyright © 2006 by Simon Kernick

Copyright © 2008 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagfoto: © Gongea Alexandru Costinel und Bryan Solomon

Umschlaggestaltung: Sabine Freischem, www.yellow-farm.com

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

eISBN: 978-3-641-16095-1

www.heyne.de

Für meine Töchter Amy und Rachel

Teil Eins

Samstag

1

Ich hörte das Telefon nur, weil die Terrassentür offen stand. Ich war im Garten, um eine Rauferei zwischen meinen beiden Kindern zu schlichten. Sie hatten sich über die Seifenblasenmaschine in die Wolle gekriegt, und der Streit drohte auszuarten. Bis ans Ende meiner Tage werde ich mir die Frage stellen, was geschehen wäre, wenn die Tür geschlossen gewesen wäre oder der Krach der Kinder das Klingeln übertönt hätte.

Es war gegen drei an einem bewölkten Samstagnachmittag Ende Mai, als meine Welt einstürzte.

Ich rannte ins Haus zurück, ins Wohnzimmer, wo im Fernsehen gerade das Fußballspiel angepfiffen wurde, und nahm beim vierten oder fünften Klingeln den Hörer ab. Ich überlegte kurz, ob es wieder mein sonnenstudiogebräunter Boss Wesley »Du kannst Wes zu mir sagen« O'Shea war, der irgendein unwichtiges Detail eines Kundenangebots mit mir besprechen wollte. Er tat das mit Vorliebe an Wochenenden und meistens, wenn gerade ein Fußballspiel lief. Das verschaffte ihm offenbar ein perverses Machtgefühl.

Ich schaute auf meine Uhr, es war eine Minute nach drei.

»Hallo?«

»Tom, ich bin's, Jack.« Die Stimme klang atemlos.

Einen Moment lang war ich verwirrt. »Jack wer?«

»Jack ... Jack Calley.«

Eine Stimme aus der Vergangenheit. Mein bester Freund während unserer Schulzeit. Mein Trauzeuge, als ich vor neun Jahren geheiratet hatte. Und jemand, mit dem ich seit vier Jahren nicht mehr gesprochen hatte. Da stimmte etwas nicht. Er klang angestrengt, als bereitete es ihm Mühe, die Wörter hervorzustoßen.

»Lange nichts von dir gehört, Jack. Wie geht's?«

»Du musst mir helfen.«

Es klang, als würde er rennen oder zumindest sehr schnell gehen. Im Hintergrund waren Geräusche zu hören, die ich nicht identifizieren konnte. Auf jeden Fall befand er sich im Freien.

»Was meinst du damit?«

»Hilf mir. Du musst ...«, er rang unvermittelt nach Atem.

»Oh mein Gott, nein, sie kommen.«

»Wer kommt?«

»Jesus Maria!«

Die letzten zwei Wörter schrie er heraus, und ich musste für einen Augenblick den Hörer vom Ohr weghalten. Im Fernsehen ging ebenfalls ein Aufschrei durch die Menge, als ein Spieler allein aufs Tor zustürmte.

»Jack! Was zum Teufel ist denn bloß los? Wo bist du?«

Er japste jetzt richtig, atmete keuchend in gequälten Stößen. Ich konnte hören, wie er rannte.

»Was ist los? Nun sag schon!«

Jack schrie wie in Todesangst auf, und ich glaubte, ihn mit jemandem kämpfen zu hören. »Nein, bitte nicht!«, schrie er mit brechender Stimme. Das Gerangel ging noch ein paar Augenblicke weiter, schien sich aber vom Telefon zu entfernen. Dann sagte er wieder etwas, allerdings nicht mehr zu

mir. Seine Stimme war schwach, aber ich konnte ihn trotzdem deutlich verstehen.

Es waren sechs Wörter. Sechs schlichte Wörter, die mein Herz erbeben ließen und meine ganze Welt ins Wanken brachten.

Die ersten beiden Zeilen meiner Adresse.

Jack schrie noch einmal verzweifelt auf, dann schien er vom Telefon weggezerrt zu werden. Auf einmal ein keuchendes Husten, und instinktiv wusste selbst ich, dessen beschauliches Leben sich weit entfernt von den erniedrigenden Begleitumständen des Todes abspielte, dass mein Freund starb.

Plötzlich war am anderen Ende alles still.

Die Stille mochte zehn Sekunden angedauert haben oder auch nur zwei, während ich mit offenem Mund wie angewurzelt im Wohnzimmer stand, zu geschockt, um irgendwas zu tun oder zu sagen. Dann hörte ich, wie am anderen Ende die Verbindung unterbrochen wurde.

Die ersten beiden Zeilen meiner Anschrift. Wo ich mit meiner Frau und meinen beiden Kindern ein normales Vordstadtleben lebte. Wo ich mich sicher und geborgen fühlte.

Einen Augenblick lang, einen winzigen Augenblick lang dachte ich, jemand spiele mir einen fiesen Streich, um eine Reaktion zu provozieren. Doch ich hatte vier lange Jahre keinen Kontakt mehr zu Jack Calley gehabt, und beim letzten Mal hatte ich ihn zufällig auf der Straße getroffen. Wir hatten uns vielleicht fünf gehetzte Minuten lang unterhalten, denn ich hatte die Kinder dabei – Max war noch ein Baby –, die ständig brüllten und in ihrem Doppelbuggy herumzap-pelten. Das letzte richtige Gespräch mit Jack lag bestimmt fünf, sechs, wenn nicht sogar sieben Jahre zurück. Unsere Wege hatten sich schon vor langer Zeit getrennt.

Nein, das hier war echt. Eine solche Angst kann man nicht spielen. Sie ist etwas Urtümliches, etwas, das von ganz tief innen kommt. Und genauso hatte Jacks Stimme geklungen. Jack hatte Todesangst gehabt, und zwar aus gutem Grund. Wenn ich mich nicht gewaltig irrte – und ich hätte bei Gott geschworen, dass das nicht der Fall war –, hatte ich gerade mit angehört, wie er sein Leben aushauchte. Und seine letzten Worte waren die ersten beiden Zeilen meiner Adresse.

Wer wollte wissen, wo ich wohnte? Und warum?

Lassen Sie mich Folgendes klarstellen: Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mann, mit einem ganz gewöhnlichen Schreibtischjob in einem Großraumbüro, wo ich ein Team von vier IT-Software-Vertriebsmitarbeitern leite. Mein Job macht mir nicht unbedingt großen Spaß, und wie ich bereits habe durchblicken lassen, ist mein Boss Wesley ein ziemliches Arschloch, aber er bezahlt die Rechnungen und ich kann mir ein einigermaßen anständiges, frei stehendes Haus im Speckgürtel leisten. Darüber hinaus bin ich in meinen inzwischen fünfunddreißig Jahren noch nie mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Meine Frau und ich haben die üblichen Turbulenzen durchgestanden, und die Kinder können einem manchmal ganz schön auf die Nerven fallen, aber im Grunde sind wir glücklich. Kathy arbeitet seit zehn Jahren drüben an der Universität als Dozentin für Umweltpolitik. Sie wird von ihren Kollegen und Studenten geschätzt, leistet gute Arbeit und ist – obwohl sie wahrscheinlich nicht wollen würde, dass ich das sage – ziemlich hübsch. Wir sind gleich alt, seit elf Jahren zusammen und haben keine Geheimnisse voreinander. Wir haben nie etwas Unrechtes getan, bezahlen unsere Steuern und bemühen uns Schwierigkeiten aller Art zu vermeiden. Kurzum, wir sind wie alle andern auch.

Wie Sie.

Warum also wollte ein Fremder unsere Adresse wissen? Ein Fremder, der sie so dringend haben wollte, dass er bereit war, dafür zu töten?

Plötzlich überkam mich Angst, dieser alles durchdringende Schrecken, der irgendwo in der Lendengegend einsetzt und sich rasend schnell im Körper ausbreitet, bis er auch die letzte Faser erfasst hat. Sich in nackte Panik verwandelt und den instinktiven Fluchtmechanismus auslöst. Dieses ungute Gefühl in der Magengegend, das einen beschleicht, wenn man des Nachts allein durch eine menschenleere Straße spaziert und plötzlich Schritte hinter sich hört. Oder wenn der Mann neben dir an der Bar sein Bierglas am Tresen zerbricht und wissen will, warum du ihn verdammt noch mal so anstarrst. Richtige Angst. Die hatte ich jetzt.

Vorsichtig legte ich den Hörer auf und blieb eine Weile lang reglos stehen, während ich verzweifelt versuchte, eine rationale Erklärung für das zu finden, was ich gerade gehört hatte. Aber mir fiel nichts Plausibles ein, und selbst die paranoideste Erklärung ergab keinen Sinn. Wenn mich jemand sprechen wollte, war davon auszugehen, dass sie wussten, wer ich war. Was bedeutete, dass sie ziemlich leicht hätten herausfinden können, wo ich wohnte, ohne dafür einen Menschen fragen zu müssen, der mich kaum mehr kannte. Sie hätten zum Beispiel nur einen Blick ins Telefonbuch werfen müssen. Aber das hatten sie nicht getan.

»Daddy, Max hat mich gerade einfach so gehauen.« Das war Chloe, die mit Grasflecken auf den Knien ihrer Jeans und zerwühlter dunkelblonder Mähne ins Haus gestürmt kam. Sie war fünf und damit zwar gut ein Jahr älter als ihr Bruder Max, aber um einiges empfindlicher. Max war von der Statur her bereits kräftiger als sie, und in der anarchischen Welt der Kinder obsiegt bei Streitigkeiten in der Regel

der Stärkere. »Kannst du ihm nicht sagen, er soll aufhören?«

Sie war wütend und hatte wie alle Kinder nicht das geringste Gespür für drohende Gefahr.

Jemand war auf dem Weg hierher. Jemand, der gerade meinen ältesten Freund umgebracht hatte.

Soweit ich wusste, lebte Jack Calley acht oder zehn Kilometer von hier, kurz hinter Ruislip, wo London endgültig in den grünen Gürtel eintaucht. Wenn er mich aus der Nähe seines Hauses angerufen hatte, dann war die Person, der er meine Adresse gegeben hatte, um diese Tageszeit höchstens fünfzehn Autominuten entfernt. Vielleicht sogar weniger, wenn kaum Verkehr war und sie es eilig hatten.

»Daddy, was machst du denn da?«

»Warte mal kurz, mein Schatz«, sagte ich mit einem derart falschen Lächeln, dass sich selbst ein Politiker dafür geschämt hätte. »Ich denke nach.«

Seit ich aufgelegt hatte, waren keine zwei Minuten vergangen, und ich spürte mein Herz hämmern wie eine Nähmaschine. Rattattattattatt. Wenn ich hierblieb, gefährdete ich meine Familie. Doch wenn ich floh, wie sollte ich dann in Erfahrung bringen, wer hinter mir her war? Und wieso.

»Hör mal, Schätzchen«, sagte ich und war mir dabei der Anstrengung in meiner Stimme bewusst. »Wir müssen jetzt los und euch bei Oma abliefern.«

»Warum?«

Ich ging in die Hocke und hob sie hoch. »Weil sie euch sehen will.«

»Warum?«

Manchmal ist es besser, sich nicht auf einen Dialog mit einer Fünfjährigen einzulassen. »Mach hin, Liebes, wir müs-

sen uns beeilen«, sagte ich deshalb und hastete mit ihr auf dem Arm nach draußen.

Ich bemerkte, dass Max die Seifenblasenmaschine mitten auf dem Rasen hatte liegen lassen und nun am anderen Ende des Gartens den Kopf über sein aus Laken improvisiertes Zelt auf dem Klettergerüst reckte. Ich rief ihm zu, er solle herkommen. Wie alle vierjährigen Jungen mochte er es nicht, wenn man ihm sagte, was er tun sollte. Normalerweise war das kein allzu großes Problem. Meist ließ ich ihn einfach tun, was er wollte. Heute dagegen war es eine Katastrophe.

Jacks Worte schossen mir unablässig durch den Kopf.

»Oh nein, sie kommen.« Die Hektik in seiner Stimme, die Angst. Sie kommen.

Sie kommen hierher.

Ich sah auf meine Uhr. 15:05. Vier Minuten, seit ich den Hörer abgenommen hatte. Die Zeit schien schneller zu vergehen als sonst.

»Los, Max, wir haben's eilig.«

Mit Chloe auf dem Arm und ihre Einwände ignorierend lief ich zum Klettergerüst. Sie versuchte sich herauszuwinden, aber ich hielt sie fest.

»Aber ich spiele«, drang es aus dem Zelt.

»Egal. Wir müssen zu Oma.«

Ich hörte, wie draußen ein Auto in unsere Straße einbog. Das war ungewöhnlich. Das Wohngebiet, in dem wir leben, liegt abgeschieden, nur von einer hufeisenförmige Straße durchschnitten, von der mehrere Sackgassen abgehen. Hier landet man früher oder später immer wieder am Ausgangspunkt. Unser Haus befand sich an der Ecke einer Sackgasse, und ein Auto fuhr höchstens alle zwanzig Minuten vorbei.

Ich hörte, wie der Wagen langsamer wurde. Und anhielt.

Irgendwo weiter hinten in der Sackgasse wurde eine Autotür zugeschlagen. Ich war ohne Zweifel paranoid. Aber mein Herz hörte nicht auf zu rasen.

»Komm jetzt, Max! Ich meine es ernst.«

Nichts von meinen Ängsten ahnend, gluckste er fröhlich.

»Fang mich doch, da bin ich.«

Ich setzte Chloe ab und streckte meine Arme in das Zelt. Max zog sich, immer noch kichernd, so weit er konnte zurück, doch dann bemerkte er meine besorgte Miene und hörte abrupt auf.

»Was ist los, Daddy? Stimmt was nicht?«

»Alles okay, aber wir müssen ganz fix zu Oma.«

Er nickte und kroch mit besorgter Miene nach draußen.

Ich versuchte so ruhig wie möglich zu bleiben, nahm die beiden an der Hand und manövrierte sie durchs Haus und zum Wagen. Beide löcherten mich mit Fragen, aber ich ignorierte das und drängte sie, sich zu beeilen. In der Ferne konnte ich die Verkehrsgeräusche der Hauptstraße hören und über mir das eintönige Dröhnen eines Verkehrsflugzeugs, das oberhalb der undurchdringlichen weißen Wolkendecke seine Kreise zog. Der neue Hund der Nachbarn bellte, und irgendwo mähte jemand seinen Rasen. Es waren die beruhigenden Geräusche der Normalität, aber heute wirkten sie überhaupt nicht beruhigend auf mich. Es war, als wäre ich in ein furchterweckendes Paralleluniversum versetzt worden, in dem von allen Seiten eine unsichtbare, unerklärliche Gefahr dräute.

Ich schnallte die Kinder in ihren Sitzen fest und wollte gerade selbst einsteigen, als mir einfiel, dass ich ihnen besser ein paar Schlafanzüge und Wäsche zum Wechseln einpackte für den Fall, dass sie länger von zu Hause wegbleiben mussten. Ich überlegte, was ich meiner Schwiegermutter sagen

sollte, wenn ich mit den Kindern bei ihr auftauchte. Na ja, weißt du, mein Trauzeuge hat sich gerade zum ersten Mal seit Jahren wieder bei mir gemeldet und wurde ermordet, während wir telefonierten, und jetzt ist sein Killer hinter mir her. Das klang so unglaublich, dass ich an meinem Verstand gezweifelt hätte, wenn ich es nicht mit eigenen Ohren gehört hätte. Irene hatte mich nie besonders gemocht. Sie war immer der Meinung gewesen, ihre akademisch gebildete Tochter, die einen Cambridge-Abschluss vorweisen konnte, hätte etwas Besseres verdient als einen Computerverkäufer.

15:08. Sieben Minuten, seit ich den Hörer abgenommen hatte.

Ich würde Irene einfach sagen, ich müsste wegen einer dringenden Sache ins Büro. Das war vermutlich das beste Argument, um die Kinder gleich bei ihr übernachten zu lassen. Aber was dann? Was war mit morgen?

Ich zwang mich, mit den Gedankenspielen aufzuhören und in die Gänge zu kommen.

»Ihr bleibt im Auto, verstanden? Ich hol nur noch eure Schlafanzüge.«

Die beiden protestierten lautstark, doch ich schlug die Tür zu, rannte nach drinnen und warf hektisch Pyjamas, Spielsachen, Zahnbürsten und was sie sonst noch brauchten in eine Tasche, immer daran denkend, dass die Uhr gegen mich lief.

15:11. Als ich aus dem Haus stürmte, schoss mir das gurgelnde Geräusch durch den Kopf, das Jack von sich gegeben hatte, als er attackiert wurde. Das Geräusch des Todes – so hatte es geklungen. Aber wer sollte einen Allerweltsanwalt wie Jack Calley umbringen wollen, einen Mann, der zwar Erfolg hatte, aber kaum große Wellen schlug? Und noch entscheidender – sehr viel entscheidender –, wer sollte von ihm

in Erfahrung bringen wollen, wo ich, Tom Meron, ein unbedeutender Vertriebsmanager, mit meiner Familie lebte?

Als ich das Auto erreichte, entfuhr mir ein Fluch. Beide Kinder hatten sich aus ihren Sitzen befreit und alberten herum. Chloe war durch die Lücke auf den Fahrersitz gekrabbelt und spielte mit dem Lenkrad, während von Max nur die Beine zu sehen waren, weil er offenbar etwas unter den Sitzen suchte. Beiden lachten so unbeschwert, als wäre in ihrer Welt alles in Ordnung. Und das stimmte auch – es war meine Welt, die aus den Fugen geriet.

Ich öffnete die Fahrertür und schleuderte die Tasche über Chloe hinweg auf den Beifahrersitz. »Auf die Plätze, Kinder, wir fahren!« Ich packte sie und schob sie durch die Lücke zurück auf den Rücksitz. »Es ist wichtig.«

»Aua, du tust mir weh!«

»Ab in deinen Sitz, Chloe. Sofort.«

Ich schwitzte, als ich um den Wagen herum zur Beifahrertür eilte, sie aufriss, mir Max schnappte und ihn unsanft in seinen Sitz zurückbeförderte. Mit zittrigen Händen schnallte ich ihn wieder an und tat dann dasselbe mit seiner Schwester.

»Was ist denn los, Daddy«, fragte Chloe ängstlich. Sie war es nicht gewohnt, ihren Vater in so befremdlicher Stimmung zu sehen.

Ich bin eigentlich nicht jemand, der von Natur aus zur Panik neigt. Wenn ich ehrlich bin, hat mein Leben bisher auch nicht viele Gelegenheiten bereitgehalten, in Panik zu verfallen, weshalb es mir jetzt umso schwerer fiel, Ruhe zu bewahren. Das alles wirkte wie ein böser Traum, etwas, das höchstens anderen zustieß. Ein ausgeklügelter Streich, der sich in Gelächter auflösen würde. Aber genau das war es nicht.

Ich kramte in meinen Jeanstaschen nach dem Zündschlüssel, fand ihn und ließ den Wagen an. Die Uhr im Armaturenbrett zeigte 15:16, aber ich erinnerte mich, dass sie vier Minuten vorging. Also waren seit dem Anruf elf Minuten verstrichen. Himmel – so lange war das schon her? Ich manövrierte den Wagen rückwärts aus der Einfahrt und fuhr zur Kreuzung, wo ich links Richtung Hauptstraße abbog. Die Erleichterung, die ich verspürte, als ich die Kreuzung hinter mir hatte und beschleunigte, war unbeschreiblich. Ich fühlte mich, als wäre ich etwas Schrecklichem entkommen.

Ich hatte mich wie ein Idiot benommen. Für das, was ich gerade gehört hatte, musste es eine simple, rationale Erklärung geben. »Beruhige dich«, flüsterte ich mir zu, »beruhige dich.«

Ich atmete einmal tief durch und fühlte mich gleich etwas besser. Ich würde die Kinder bei Irene absetzen, Kathy anrufen und einfach zurück nach Hause fahren. Und niemand würde auf mich warten. Ich würde im Telefonbuch Jack Calleys Nummer nachschlagen und mich vergewissern, ob alles in Ordnung war. Eingehüllt in den Kokon meines fahrenden Autos, versuchte ich mir glauben zu machen, Jack sei nichts zugestoßen. Sein grausiges Würgen hatte nichts zu bedeuten. Alles war gut.

Von der Mündung unserer Sackgasse führt eine etwa hundert Meter lange, ziemlich gerade Strecke zur Hauptstraße nach London. Vorne wurde ich langsamer und blinkte. Auf der Hauptstraße kam uns mit hohem Tempo ein schwarzer Toyota Land Cruiser entgegen, der wie ein Panzer wirkte. Auf den Vordersitzen konnte ich zwei Gestalten mit Sonnenbrillen und Baseballmützen erkennen. Als er noch etwa zehn Meter entfernt war, bremste der Fahrer scharf ab und

bog abrupt und ohne zu blinken in unsere Straße ein. Ich setzte gerade dazu an, ihn für sein ungebührliches Verhalten zu beschimpfen, als mir ein eiskalter Schauer über den Rücken jagte.

Nur elf Minuten nach Jacks Anruf bog ein fremdes Autos in unsere Siedlung ein. Jack wohnte, wenn man auf die Tube drückte, etwa elf Minuten von uns entfernt. Diese Koinzidenz konnte kein Zufall sein.

Mit einem trockenen, säuerlichen Geschmack im Mund beobachtete ich im Rückspiegel, wohin er fuhr. Die Angst schnürte mir die Kehle zu. Unsere Sackgasse war die dritte auf der rechten Seite, kurz bevor die Straße eine scharfe Biegung machte. Der Land Cruiser fuhr an der ersten Einmündung vorbei, dann an der zweiten.

Fünfzehn Meter vor unserer leuchteten die Bremslichter auf.

Oh nein. Nein, bitte nicht.

»Daddy, warum fahren wir nicht weiter?«

»Nun fahr schon, Daddy. Fahr schon!«

Der Land Cruiser war tatsächlich in unsere Sackgasse eingeschwenkt und aus meinem Blickfeld verschwunden. Ich war mir absolut sicher, dass seine Insassen es auf mich abgesehen hatten.

Ich bog auf die Hauptstraße ein und gab Gas, während die Stimmen meiner Kinder und die Stimme des verzweifelten, des sterbenden Jack Calley wie ferne, undeutliche Echos meinen Kopf umkreisten.

2

»Ich hätte es begrüßt, wenn du vorher angerufen hättest«, tadelte mich Irene Tyler, meine ebenso außergewöhnliche wie Respekt einflößende Schwiegermutter.

Es war fünf nach halb vier, zehn Kilometer lagen zwischen mir und den Insassen des schwarzen Land Cruiser, und wir waren hoffentlich in Sicherheit.

»Es tut mir leid, Irene. Etwas Unvorhergesehenes. Ein Notfall.«

Ich führte die Kinder in die Diele ihres ausladenden viktorianischen Einfamilienhauses, das sich in einer ruhigen, von Bäumen gesäumten Straße befand. Wie die anderen, ähnlich geräumigen Anwesen in der Nachbarschaft beeindruckte es mit seiner aufwendig im Schweizer Stil verputzten Fassade. Kathy war in diesem Haus aufgewachsen und sehnte sich von ganzem Herzen danach, an einen solchen Ort zurückzukehren.

»Was für ein Notfall«, wollte sie mit fragend hochgezogener Augenbraue wissen.

Irene Tyler konnte einen richtig durcheinanderbringen. Als pensionierte Gymnasialdirektorin besaß sie eine natürliche Dominanz, die von ihrer kräftigen Statur und den breiten Schultern unterstrichen wurde. Ich hatte stets das Gefühl, sie würde eine ausgezeichnete Gefängniswärterin

abgeben, und im alten Rom hätte sie als Gladiatorentainerin eine gute Figur gemacht. Dabei wirkte sie für eine Siebzigjährige beileibe nicht unattraktiv. Dennoch – gegen eine wie sie hatte man im Nahkampf keine Chance.

Die Kinder jedenfalls mochten sie, sie rannten zu ihr, umarmten sie und glucksten fröhlich, als sie versuchten, ihre ausladenden Formen zu umfassen. Was mir die Zeit gab, mir eine passende Erklärung für unseren unangekündigten Besuch zurechtzulegen. Mit meinen zwölf Jahren Berufserfahrung in Vertrieb und Marketing war ich durchaus in der Lage, jeden erdenklichen Blödsinn glaubhaft zu vermitteln, aber die dräuende Präsenz meiner Schwiegermutter und die lähmende Furcht, die mich noch immer in Wellen überflutete, erschwerten mir die schnelle Erfindung einer plausiblen Geschichte erheblich.

»Nur ein Problem bei der Arbeit«, improvisierte ich. »Ich muss los. Einer unserer Großkunden spielt verrückt. Du weißt, wie das ist.«

Als pensionierte Beamtin wusste sie das natürlich nicht. Dennoch war dies keine ganz ungewöhnliche Situation. In den letzten Monaten hatte Wesley O'Shea des Öfteren gänzlich eingebildete Kundenprobleme heraufbeschworen, die ihn dazu veranlassten, seine Teamleiter am Samstagnachmittag ins Büro zu zitieren, um dem »Notfall« in einem Ad-hoc-Brainstorming zu Leibe zu rücken. Ich war mir sicher, er tat das nur, um sich wichtig zu machen.

Irene wirkte nicht sonderlich überzeugt. Aber sie hatte mir noch nie getraut. Wie viele Menschen war auch sie der Meinung, dass jedem, der mit dem Verkauf von Waren seinen Lebensunterhalt bestreitet, etwas Anrühiges anhaftet. Zudem konnte sie weder dem Großhandelsgeschäft noch der Tatsache, dass dies häufige Wochenendeinsätze mit sich

brachte, viel abgewinnen. Dieses Mal ließ sie es jedoch dabei bewenden und fragte, wie es ihrer Tochter ginge.

»Sie ist auch in der Arbeit«, erklärte ich und platzierte die Tasche neben der alten Standuhr, die die Diele des Tyler'schen Hauses dominierte. »An der Uni. Recherchiert für eine Publikation, an der sie schreibt.«

Kaum hatte ich das gesagt, fiel mir siedendheiß ein, dass ich Kathy anrufen musste. Sie durfte auf keinen Fall nach Hause fahren. Ich wusste nicht mehr, wann sie Schluss machen wollte, vermutete aber, dass es noch zu früh war.

»Und wann holst du die Kinder wieder ab?«

»Dürfen wir zum Tee bleiben, Oma?«, fragte Chloe und zupfte ihre Großmutter am Kleid.

»Aber natürlich dürft ihr, Schätzchen«, antwortete Irene und als sie Chloe übers Haar strich, zeichnete sich sogar ein Lächeln auf ihren Lippen ab.

»Kann ich dir im Moment nicht sagen, Irene. Ich hab ihnen ein paar Sachen eingepackt.«

»Das heißt, sie sollen hier übernachten?«

»Ja. Bitte. Ich hole sie gleich morgen früh wieder ab.«

»Warum musst du samstags arbeiten, Daddy?«, wollte Max wissen.

»Ich denke, du solltest deinem Chef einmal klarmachen, dass du auch außerhalb deiner Arbeit Verpflichtungen hast«, bemerkte Irene in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete.

»Das ist eine einmalige Sache«, erwiderte ich schnell. Plötzlich überwältigte mich das dringende Bedürfnis, mich diesem Verhör zu entziehen und herauszufinden, was hier eigentlich los war. Ich schielte einigermaßen melodramatisch auf meine Uhr und sagte: »Hör mal, Irene, ich muss wirklich dringend los.«

Denn vor meinem Haus steht ein schwarzer Land Cruiser mit abgedunkelten Scheiben. Darin sitzen Männer, die irgendwas von mir wollen. Etwas, für das sie bereit sind zu töten, obwohl ich keine Ahnung habe, um was es sich handelt.

»Ich will nicht zu spät kommen ... hab noch eine lange Nacht vor mir.«

Obwohl in ihren Augen der Hauch eines Verdachts aufflackerte, nickte sie und beugte sich dann zu Chloe und Max hinunter. »Was sollen wir unternehmen, Kinder? Wollt ihr vor dem Tee noch zum Fluss und die Enten füttern?«

»Oh ja, toll!«, krächten beide wie aus einem Mund.

Ich spürte, wie sich Schweißtropfen auf meiner Stirn bildeten, und wusste, dass Irene sie bemerken und ihre eigenen Schlüsse daraus ziehen würde. Deshalb gab ich den Kindern rasch einen Abschiedskuss, den sie nur flüchtig erwiderten, weil sie in Gedanken bereits am Fluss bei den Enten waren. Dann nickte ich Irene zu und bedankte mich, wobei ich es vermied, ihr in die Augen zu schauen. Im nächsten Moment war ich draußen und eilte über den Gartenweg zu meinem Wagen.

Ich sprang hinein, fuhr außer Sicht bis ans Ende der Straße und drückte die Kurzwahl für Kathy. Es klingelte fünfmal, dann schaltete sich die Mailbox ein. Ich war nicht überrascht, dass sie nicht antwortete. Falls sie gerade in der Bibliothek arbeitete, hatte sie ihr Handy wie immer ausgeschaltet; sie wollte nur gestört werden, wenn es wirklich dringend war. Ich hinterließ keine Nachricht, sondern versuchte es stattdessen in ihrem Büro. Ich ließ es klingeln und klingeln, bis endlich die Voicemail ansprang.

Ein paar Sekunden lang war ich mir unsicher, was ich tun sollte. Dann legte ich den Gang ein und fuhr zurück in Rich-

tung meines Hauses. Ich war mir inzwischen absolut sicher, dass ich nicht paranoid war, trotzdem wollte ich überprüfen, vor welchem Haus der Land Cruiser parkte, und ob es tatsächlich meines war.

Während der Fahrt dachte ich an Jack Calley. Wir waren praktisch Sandkastenfreunde. Er war in den Siebzigern in unsere Straße gezogen, als wir beide acht Jahre alt waren, und hatte sich umgehend in Szene gesetzt. Damals war er ziemlich groß für sein Alter, mit einer dichten blonden, irrwitzig langen Lockenmähne, mit der er ein bisschen aussah wie Robert Plant, der Leadsänger von Led Zeppelin. Sein Vater war einige Monate zuvor gestorben und die verbliebene Familie von East Anglia in unsere Gegend gezogen, damit seine Mutter näher bei ihren Eltern wohnen konnte. Meine Eltern konnten ihn von Anfang an nicht ausstehen – wahrscheinlich der Haare wegen. Und da sie nicht wollten, dass ich mit ihm spielte, tat ich genau das.

Wir waren vom ersten Augenblick an ein Herz und eine Seele.

Für einen Jungen, der gerade seinen Vater verloren hatte, war er erstaunlich lebhaft, vielleicht, weil er stets glaubte, etwas beweisen zu müssen. Jack war ein Abenteurer und derjenige, der stets den höchsten Baum besteigen, die größte Mutprobe wagen wollte. Er war der Erste aus unserer Schule, der mit dem Fahrrad Sketty's Gorge hinunterfuhr, einen praktisch senkrechten Abhang in unserem Wäldchen, an dessen Fuß eine dichte Hecke Brennnesseln wucherte. Ich habe es nur einmal versucht und mich fürchterlich in die Nesseln gesetzt, doch für Jack wurde es zur Vorzeigenummer, mit der er, ohne je zu stürzen, seinen Todesmut unter Beweis stellte. Deshalb war es so aufregend, mit ihm befreundet zu sein.

Wir hatten unsere ganze Kindheit zusammen verbracht, und obwohl wir auseinanderdrifteten, als er an die Uni ging, um Jura zu studieren und ich mir meine ersten Sporen als Verkäufer von Kopiergeräten verdiente, erneuerten wir unsere Freundschaft, als wir so um die Mitte zwanzig waren. Was nicht das schlechteste Alter war, um mit einem Typen wie Jack befreundet zu sein. Er hatte sich in einen hochgewachsenen, gut aussehenden Mann verwandelt, der über eine gehörige Portion Charme und ein erkleckliches Einkommen verfügte. Frauen zog er geradezu magisch an, und da wir meist gemeinsam in den Bars von Central London und der City unterwegs waren, bekam auch ich was davon ab. Manchmal hatte ich zwar das Gefühl, er überlasse mir seine Verflorenen, aber wie die meisten Männer achtete ich darauf, dass meine Würde meinem Sexualleben nicht im Weg stand. Damals war ich ein ehrfürchtiger Bewunderer von Jack Calley und stolz darauf, sein Freund zu sein.

Letztlich waren es unsere Ehen, besonders die meinige mit Kathy, die dafür verantwortlich waren, dass unsere Freundschaft abflaute. Ganz allmählich wurden unsere Treffen seltener. Jack begann eine Beziehung mit einer erfolgreichen Anwältin, und Kathy wurde mit Chloe schwanger. Das waren turbulente Zeiten, die unsere Begegnungen auf ein- oder zweimal im Jahr reduzierten, bis wir uns schließlich überhaupt nicht mehr sahen. Ich hatte stets das Gefühl, dafür sei eher Jack verantwortlich als ich. Ich hatte ein paarmal auf seinen Anrufbeantworter gesprochen, ohne dass er mich zurückrief, und obwohl er auf meine E-Mails immer mit enthusiastischen Verheißungen baldiger Treffen reagierte, folgten niemals konkrete Vorschläge. Soweit ich mich erinnerte, hatten wir in den vergangenen zwei Jahren nicht mal mehr Weihnachtskarten ausgetauscht.

Als ich nur noch knapp einen Kilometer von zu Hause entfernt war, beschloss ich gegen das Gesetz zu verstoßen und während der Fahrt Kathy anzurufen. Wieder nahm sie nicht ab, und ich begann mich langsam zu sorgen. Ich wollte verzweifelt mit jemandem über das reden, was mir gerade widerfuhr, und sie war die Einzige, bei der ich mich darauf verlassen konnte, dass sie entweder mit einer rationalen Erklärung oder einem praktikablen Plan aufwarten konnte. Denn wenn jemand hinter mir her war, würde er auch morgen noch hinter mir her sein und übermorgen und so weiter. Was bedeutete, dass ich schnellstmöglich herauskriegen musste, was sie verdammt noch mal von mir wollten.

Es war fünf vor vier, als ich in unser Viertel einbog. Normalerweise fühle ich in diesem Moment eine tiefe Befriedigung, weil ich nach einem harten Arbeitstag fast zu Hause bin. Die hübschen, gut in Schuss gehaltenen Häuser aus den Sechzigern, vor denen sich kurz geschnittene Rasenflächen ausbreiteten, erschienen mir inmitten des Lärms und Verkehrs der Randbezirke Londons stets wie eine Oase der Ruhe, die mich freundlich willkommen hieß. Heute hingegen verspürte ich nichts als eine tiefe Beklommenheit.

Doch als ich an unserer Sackgasse vorüberrollte und, ohne die Geschwindigkeit zu verringern, einen kurzen Blick hineinwarf, registrierte ich, dass der Land Cruiser mit den abgedunkelten Scheiben nicht mehr da war. Ich fuhr bis hinter die Biegung am Fuß des Hügels und dann noch einmal ein paar hundert Meter, ehe ich wendete. Als ich erneut die Einmündung passierte, vergewisserte ich mich ein weiteres Mal. Der Land Cruiser war definitiv nirgends zu entdecken. Vielleicht hatten sie festgestellt, dass ich nicht zu Hause war und waren einfach weggefahren. Die Henderson-Jungs, zwei übermütige Burschen von sieben und neun Jahren, wuschen

in der Einfahrt den Wagen ihres Vaters. Martin Henderson hatte mir einmal verraten, wie er sie dazu gebracht hatte: Er hatte ihnen das Ganze als Wettkampf verkauft. Der eine musste die eine Wagenseite waschen, der andere die andere. Wer zuerst fertig war, hatte gewonnen. Das Reizvolle an dieser Idee war, dass es keinen Preis für den Sieger gab und Martin umsonst einen blitzblank geputzten Wagen bekam. Die Alltäglichkeit der Szenerie tat fast weh.

Ich bremste und hielt ein paar Meter hinter der Einmündung vor unserer hinteren Gartenmauer an. Ich ließ den Motor laufen, stieg aus und ging zu einer Stelle, von der aus ich durch das mit Efeu bewachsene Gitter spähen konnte. Die Tür zum Esszimmer stand offen, und ich konnte die Diele und die Eingangstür erkennen.

Ich starrte etwa eine halbe Minute lang durch den Efeu. Nichts regte sich. Mein Haus wirkte völlig verlassen. Ich dachte daran, einfach reinzumarschieren und Jacks Nummer herauszusuchen, aber wozu sollte das gut sein? Ich wusste, er würde nicht abnehmen.

In diesem Moment durchquerte ein Mann mit Baseballmütze und Sonnenbrille die Diele. Er bewegte sich zielstrebig und verschwand in meinem Arbeitszimmer. Er war ganz in Schwarz gekleidet, und ich glaube, er trug auch Handschuhe. Er war nur für wenige Sekunden in meinem Blickfeld erschienen. Am liebsten wäre mir gewesen, ich hätte es mir nur eingebildet. Aber ich wusste, dem war nicht so.

In meinem Haus befand sich ein schwarz gekleideter Mann.

Ich wartete ab und beobachtete weiter. Nichts regte sich. Im Hintergrund hörte ich den Motor meines Wagens brummen. Ich fühlte mich wie ein Voyeur, obwohl es mein eigenes Haus war, das ich beobachtete. Dann überfiel mich ein ers-

ter Anflug von Wut und Zorn. Irgend so ein Bastard war in mein Haus eingebrochen und wanderte darin herum, als gehörte es ihm.

Während ich ihn im Stillen verfluchte, tauchte er wieder auf und verharrte mitten in der Diele.

Ich schob den Efeu beiseite, um einen besseren Blick zu haben, konnte ihn aber trotzdem nicht klar ausmachen. Er war mittelgroß und von mittlerer Statur. In der Hand hielt er einige Ordner, die er aus meinem Aktenschrank gezogen hatte. Dort gab es nichts von Interesse, nur Rechnungen und alte Steuererklärungen. Wonach zum Teufel suchte dieser Typ?

Er öffnete einen der Ordner, durchblätterte den Inhalt und ließ ihn, offensichtlich befriedigt, auf nichts von Wert gestoßen zu sein, zu Boden krachen. Während die Papiere sich noch über den Teppich ergossen, widmete er sich bereits dem nächsten.

»Du Dreckschwein«, zischte ich und fällte eine Entscheidung.

Ich sprang in meinen Wagen und griff nach meinem Handy. Ich wählte zuerst die 141, die verhinderte, dass man die Nummer zurückverfolgen konnte, dann die 999. Als sich die Vermittlung meldete, verlangte ich mit der Polizei verbunden zu werden, und wurde zur Polizeinotrufzentrale durchgestellt.

»Ich möchte einen Einbruch melden, der in diesem Moment stattfindet«, erklärte ich der Frau am anderen Ende der Leitung und nannte die Adresse. »Der Verdächtige ist mit einem Messer bewaffnet, und es könnte sein, dass er die Bewohner attackiert hat.« Ich versuchte so besorgt wie möglich zu klingen, was mir unter den gegebenen Umständen keinerlei Schwierigkeiten bereitete. »Das Haus wird von

einer alleinstehenden Frau mit ihren Kindern bewohnt. Vielleicht hat er sie in seiner Gewalt.«

Sie wirkte ausreichend besorgt, was ich hatte erreichen wollen. Ich wollte, dass die Polizei binnen fünf Minuten anrückte und nicht erst in zwei Stunden, nachdem der Kerl sich längst verdrückt hatte – was aller Wahrscheinlichkeit nach der Fall gewesen wäre, hätte ich nicht so dramatisch übertrieben. Als die Frau mich nach meinem Namen fragte, sagte ich nur, sie sollten sich beeilen, ich hätte gerade einen Schrei gehört. Dann legte ich auf und fuhr los. Es war an der Zeit Kathy aufzutreiben.

3

Für gewöhnlich brauchte man bis zur Universität, wo meine Frau ihre Vorlesungen über Umweltpolitik hielt (ein Thema, an dem ich, wie ich gestehe, keinerlei Interesse habe), fünfundzwanzig Minuten. Heute schaffte ich es in zwanzig. Es war weniger Verkehr als sonst, und ich hatte es eilig. Auf halbem Weg versuchte ich zum dritten Mal, Kathy auf ihrem Handy zu erwischen. Immer noch keine Antwort. Auch nicht auf dem Büroanschluss. Sie war nun bereits seit vierzig Minuten nicht zu erreichen. Nicht ungewöhnlich, aber angesichts der Ereignisse doch beunruhigend. Diesmal hinterließ ich auf beiden Apparaten die Bitte, mich so bald wie möglich zurückzurufen. Ich gab mir keine Mühe, die Dringlichkeit in meiner Stimme zu verbergen. Ich wollte ganz sicher sein, dass sie nicht erst nach Hause fuhr. Ich wollte gar nicht daran denken, was geschehen konnte, wenn sie unserem unerwünschten Gast begegnete, denn ich war mir ziemlich sicher, dass das nicht sehr erfreulich wäre.

Der Campus der Universität bestand aus einer Reihe schmuckloser, in den Sechzigern errichteter Ziegelgebäude mit übergroßen schwarzen Dächern, die wirkten, als würden sie nicht richtig auf die Häuser passen, und die jeweils mit dem Hauptgebäude verbunden waren, das sich über die gesamte Länge des Campus erstreckte. Auf der anderen

Seite des Hauptgebäudes lag ein großer Parkplatz, der, da heute Samstag war, nur etwa zu einem Viertel belegt war. Ich parkte so nah wie möglich am Haupteingang und eilte hinein.

Die Information war nur mit einer Frau besetzt, die gerade mit den Fragen zweier chinesischer Studenten beschäftigt war und mich komplett ignorierte. Im Foyer hockte ein gelangweilter Sicherheitsbeamter im Rentenalter auf einem Stuhl neben seinem Schreibtisch. Er sollte die Besucher abchecken, die das Gebäude betraten, ein Posten, den man vor einigen Jahren geschaffen hatte, nachdem eine Studentin vergewaltigt worden war. Sein Radar war aber anscheinend ausgeschaltet, zumindest würdigte er mich keines Blickes, als ich mich nach rechts wandte und vorbei an den Vorlesungssälen zu meiner Rechten und der Cafeteria und dem WLAN Hotspot zu meiner Linken den langen Flur hinuntermarschierte. An Wochentagen fanden die meisten Vorlesungen und Seminare hier in diesem Gebäude statt, doch heute war es relativ ruhig, nur hier und da waren ein paar Studenten zu sehen.

Gut ein Dutzend Jahre älter als alle anderen, wirkte ich wie ein Fremdkörper, aber niemand sprach mich an, als ich in Richtung Bibliothek und Fachbereich Politische Wissenschaften hastete. Ich war nur ein unbedeutender alter Sack. Trotzdem hätte ich alles Mögliche im Schilde führen können. Ich hätte der Vergewaltiger sein können, der hier vor einigen Jahren eine Frau überfallen hatte, dennoch schien sich niemand für mich zu interessieren. Offenbar bewahrheitete sich hier die These, dass die Leute nur das wahrnehmen, was sie wahrnehmen wollen, und ansonsten so mit sich selbst beschäftigt sind, dass sie ignorieren, was um sie herum geschieht. Ich fragte mich, ob ich mich in letzter Zeit



Simon Kernick

Gnadenlos

Thriller

eBook

ISBN: 978-3-641-16095-1

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2015

Sie wollen ihn - und sie wollen ihn tot

Ein ganz gewöhnlicher Samstagnachmittag. Deine Kinder spielen im Garten. Im Fernseher läuft Fußball. Da klingelt das Telefon. Es ist dein bester Freund aus der Schulzeit. Er fleht um Hilfe. Jemand fügt ihm schreckliche Schmerzen zu. Dein Freund stößt sechs Wörter hervor, die ersten zwei Zeilen deiner Adresse. Dann herrscht Stille. Was wirst du tun?

Eine gnadenlose Hetzjagd, ein mörderischer Wettlauf gegen die Zeit, ein atemberaubender Thriller der Extraklasse.